

Paul M. Zulehner

Religion und Autoritarismus

Inkulturation des Evangeliums in den Kontext der Freiheitlichkeit

Autoritarismus bringt die Religion um eine ihrer wertvollsten Früchte: die Solidarität (Liebe). Diese folgenschwere These ist das wohl gewichtigste Ergebnis der Auswertung eines reichen österreichischen Forschungsmaterials: der Langzeitstudie „Religion im Leben der Österreicher 1970–1990“ sowie der „Europäischen Wertstudie – Österreichteil 1990“. Um die These begründen zu können, müssen ihre drei Bausteine erklärt werden: Autoritarismus, Religion, Solidarität.

Das Langzeitprojekt Religion im Leben der Österreicher 1970–1990 hat sich der religionsoziologischen Hauptfrage verschrieben, welche Wechselwirkung zwischen Religion (als Ausstattung der Person und/oder in ihren institutionalisierten Formen) und der modernen Alltagskultur besteht. Zur Klärung dieser Frage war es notwendig, eine Kulturdiagnose zu betreiben. Als wichtige Merkmale unserer westlichen Gegenwartskultur haben sich (neben anderen wie postmaterialistisch, posttranszendent, postchristlich) die Eigenschaften postautoritär und postsolidarisch herausarbeiten lassen.

Schwinden des Autoritarismus – Solidaritätsmangel – Individualismus

Im Kontext dieses traditionellen Individualismus hat sich in den letzten zwanzig Jahren ein ebenso dramatischer wie unbemerkter kultureller Wandel ereignet. Der in Österreich 1970 noch weit verbreitete Autoritarismus (Oberösterreich 1970: 75 Prozent) hat sich innerhalb von zwei Jahrzehnten halbiert (1990: 38 Prozent): Das heißt, daß es heute nur noch halb so viele autoritäre Personen gibt als noch vor zwanzig Jahren. Es handelt sich bei diesem Autoritarismus um jene Grundhaltung in der Bevölkerung, die erklären konnte, warum in Mitteleuropa faschistische Diktatoren derart rasch Anhänger gefunden haben. Wo ein Volk dazu neigt, daß recht hat, wer oben ist, haben es faschistoide Herrschaftsformen leicht.

Gemessen wird schon jahrzehntelang der Autoritarismus mit denselben Items: „Wo strenge Autorität ist, dort ist auch Gerechtigkeit.“ „Das Wichtigste, was Kinder lernen müssen, ist Gehorsam.“ „Mitreden und Mitentscheiden soll man erst, wenn man durch harte Arbeit eine Position erreicht hat.“ „Die viele Frei-

heit, die heute die jungen Leute haben, ist sicher nicht gut.“ „Von Zeit zu Zeit würde ich mir in Österreich eine Diktatur wünschen, dann gäbe es nicht so viele Mißstände.“ „Leute, die nicht ordentlich arbeiten, soll man besser gar nicht unterstützen.“

Es zählt so gesehen zu den erfreulichen Entwicklungen der letzten zwanzig Jahre, daß eben diese Bereitschaft in unserer Kultur zu einer Minderheitsposition geworden ist. Die Mehrheit der Österreicher ist 1990 eher nichtautoritär.

Nichtautoritär bedeutet ins Positive gewendet: Die Menschen lehnen autoritäre Lebensfremdbestimmung ab und beanspruchen, ihr Leben so leben zu können, wie sie es für richtig halten (78 Prozent). An die Stelle der überlieferten Formen der Fremdbestimmung tritt heute der unübergehbare Anspruch auf Selbststeuerung. Es ist der für freiheitliche Kulturen charakteristische Anspruch auf Selbstbestimmung. Wir sagen Anspruch, weil der Wunsch nicht identisch ist mit dessen Lebbarkeit. Freiheitsmöglichkeiten müssen jeweils von Personen (auf dem Hintergrund ihrer lebensgeschichtlichen Formung sowie im Rahmen der faktischen Freiheitsgrade des jeweiligen Lebensraums) ergriffen werden, was oft genug mißlingt.

Die befragten Österreicher und Österreicherinnen haben zu zwei eng verknüpften Fragen hohe Zustimmung gegeben: „Jeder muß seine Probleme selbst lösen“ und „Wichtig ist, daß der Mensch glücklich wird in seinem Leben. Wie, das ist seine Sache.“ Beide Items wurden zu einem Index verrechnet. Gemessen an ihm waren in Österreich 54 Prozent individualistisch und weitere 29 Prozent stark individualistisch, das ergibt zusammen 83 Prozent.

Individualistisch: Dieser Begriff ist schon Interpretation jener Grundhaltung, aus der heraus die Zustimmung zu den beiden Einzelsätzen entspringt. Als Deutung hier ist der Begriff Individualismus umstreitbar. Der gemeinte Individualismus ist nicht zu verwechseln mit dem Anspruch auf (Entwicklung von) Individualität. Er meint vielmehr Selbstverwiesenheit; er trägt auch einen pessimistischen Zug an sich, weil er positiv mit dem Satz korreliert: Ich weiß eigentlich nicht, wozu der Mensch lebt. Der Vergleich der Ergebnisse aus den Untersuchungsjahren 1970, 1980 und 1990 zeigt, daß dieser Individualismus in diesem Zeitraum einigermaßen gleich stark geblieben ist. Schon länger also sind unsere – wie Österreich – westlichen Kulturen „individualistisch“. Es mangelt ihnen anders ausgedrückt an belastbarer Solidarität.

Daß die Freiheitsentwicklung im Rahmen des verbreiteten Individualismus erfolgt, hat drastische Auswirkungen auf die konkrete Gestaltung des Freiheitsanspruchs. Denn die Verbindung dieser beiden kulturellen Grunddimensionen begünstigt das Lebenskonzept einer „unbezogenen Selbstverwirklichung“. Dabei enthält das nichtautoritäre Konzept der Selbststeuerung ohnedies schon die Neigung zur Unbezogenheit, als zumindest die Beziehung zu fremdbestimmenden Autoritäten aufgegeben wird und aus dem Abstandnehmen von Autoritäten

nicht von selbst Solidarität erwächst. Freiheit steht so in Gefahr, unsolidarisch gelebt zu werden.

Aus dieser Neigung moderner Menschen zu unbezogener Selbstverwirklichung ergeben sich Konsequenzen von großer Tragweite. Und dies auf makro- wie auf mikrosoziologischer Ebene:

Auf nationaler, internationaler, weltweiter (makrosoziologischer) Ebene geht die Schere zwischen verfügbaren Überlebensmitteln und zu versorgenden Menschen immer mehr auseinander. Die so wachsenden Ungerechtigkeiten in der Verteilung der Lebenschancen sind in hohem Maß friedens- und freiheitsbedrohend. Eine friedlich-gewaltlose Lösung dieser wachsenden weltweiten Verteilungsprobleme kann nur mit Hilfe eines reichen Vorrats belastbarer Solidarität gelingen. Ohne sie werden Gewalt und in Verbindung damit diktatorische Systeme Auftrieb erhalten.

Auf zwischenmenschlicher (mikrosozialer) Ebene wiederum bedroht der kulturelle Individualismus die „kleinen Überlebenswelten“. Es besteht beispielsweise ein nachweislicher Zusammenhang zwischen dem Individualismus und dem Item „Wer heute heiratet, muß mit der Möglichkeit einer Scheidung rechnen“: Unter den stark Individualistischen stimmen diesem Satz 68 Prozent, unter den wenig Individualistischen 40 Prozent zu. Der Individualismus destabilisiert somit eben jene Lebensräume, von denen „Stabilität und Liebe“ als Gegenkraft gegen die aufreibende Freiheits-, Mobilitäts- und Wachstumskultur erhofft werden. Wo aber solche kleinen Überlebenswelten (durch Trennung, Scheidung) aufgelöst werden, droht psychische Obdachlosigkeit, die zu den wichtigsten Streß- und Selbstmordfaktoren gehört.

Durch sensible statistische Verfahren konnten wichtige Quellen des destruktiven Individualismus ausgekundschaftet werden. Zugleich wurden individualismushemmende Kräfte ausgemacht.

Am stärksten wird Individualismus durch Diesseitigkeit gefördert (Regressionskoeffizient¹ $b = 0,313$). Definiert wird dieser Index vor allem durch den Satz, daß mit dem Tod alles aus ist.

An der nächsten Stelle rangiert der Autoritarismus ($b = 0,256$). Je autoritärer, desto individualistischer. Das ist nicht unverständlich. Autoritäre suchen nicht eine (liebende) Beziehung zu einer Person (mit hoher geborener Autorität), sondern verlangen nach Überlebensschutz für ihr im Grund schwaches und unfreies Ich. Autoritäre lieben nicht, sondern halten sich an Autoritäten (blind) fest und fürchten eben diese Autorität. Anders: Sie nehmen eine Art „Identitätsanleihe“.

Individualismushemmend sind Kirchengang ($b = -0,111$), vor allem aber jene Gestalt persönlicher Religion, die einen deutlichen Lebensbezug aufweist und die wir deshalb Lebensreligion nennen. Von ihr unterscheidet sich die „Erklärungsreligion“, die Gott braucht, um die Existenz der Welt zu erklären. Erklärungsreligiöse beten folgerichtig nicht, während Lebensreligiöse eine dichte Gebets-

kultur besitzen. Die Erklärungsreligion hemmt im übrigen den Individualismus nicht, sondern fördert ihn sogar geringfügig (0,058).

Die individualismushemmende (positiv formuliert: die Solidarität hervorbringende) Kraft sowohl des Kirchgangs wie der Lebensreligiosität zeigt sich deutlich an Hand von Analysen mit Hilfe eines kombinierten Index. Den niedrigsten Individualismus weisen lebensreligiöse Kirchgänger auf (38 Prozent). Lebensreligiöse, die nicht zur Kirche gehen, haben bereits eine erheblich stärkere Ausstattung mit Individualismus (51 Prozent). Am höchsten aber ist dieser bei den Unreligiösen (64 Prozent) sowie bei den Erklärungsreligiösen (63 Prozent), die wir auch als die Kulturreligiösen bezeichnen, weil die Erklärungsreligion in den meisten westeuropäischen Gesellschaften ein unbestrittenes Kulturgut ist.

Segen der Religion

Diese Zusammenhänge sind ein fundierter Beleg für die hohe und überlebenswichtige kulturelle Bedeutung kirchengebundener Religiosität². Konkret: Die christlichen Kirchen zählen zu den wenigen gesellschaftlichen Institutionen, die Solidarität nicht nur verbrauchen, sondern zugleich erneuern und mehren. Das geschieht nicht primär durch Moral, sondern durch „Mystik“. Die Menschen werden lebensmäßig in Gott eingewurzelt. Dies befreit sie aus der engen diesseitigen Lebenswelt. Derart herausgeführt ins Weite (Ps 18,20), werden sie miteinander in Gott eingebunden und in ihm wirklich untereinander verbunden. Solidarität ist so eine Folge der christlichen Mystik. Das, was also der Religion eigen ist, ist somit weniger die Moral, sondern jene Mystik, aus der die Moral entspringen kann. Religion ist daher Quelle, aus der Solidarität entspringt. Sie ist der Baum, auf dem die Früchte der Solidarität wachsen. In der herkömmlichen religiösen Sprache: Weil Gott uns zuerst geliebt hat, also können wir einander lieben. Nächstenliebe (und zwar gerade in ihrer sozial wirksamen Gestalt) ist eine der besten Früchte der Gottesliebe.

Im Rahmen dieser Individualismushemmung durch Religion ist auch die wichtige These der Studien zu plazieren, daß im Umkreis (kirchengestützter) Religion die Liebe, das Leben und das Sterben gut³ aufgehoben sind: Kirchenreligiöse haben mehr Chancen, in einer stabilen kleinen Lebenswelt zu leben (Abbildung 1). Bei ihnen ist auch die Balance zwischen moralischem Schutz von Gütern und Leben (Scheidung, Euthanasie, Abtreibung) besser ausgewogen (Abbildung 2). Kirchenreligiöse haben mehr Chancen, auch anders zu sterben als Unreligiöse. Unreligiöse neigen dazu, das Sterben aus dem Leben hinauszudrängen (zu verdrängen), Kirchenreligiöse möchten es hingegen als bedeutsames Moment ihres Lebens bewußt und im Kreis ihrer Angehörigen vollbringen (Abbildung 3).

Religion und Autoritarismus

Es zählt zu den dunklen Seiten der (vorfindbaren Leute-)Religion, daß sie oft zusammen mit Autoritarismus auftritt (Abbildung 4). Das ist nicht gänzlich unverständlich. Die Religiosität der Leute steht in enger Verbindung mit ihrem Wunsch nach Beheimatung, nach Lebenswurzeln. Religion erfüllt diesen Wunsch nach einem bleibenden Zuhause, indem sie die Menschen lehrt, wie sie im Geheimnis Gottes selbst daheim sein können. Das deutsche Wort Geheimnis verweist auf seinen letzten Sinn: daß sie nicht da sind, damit wir sie aufklären, sondern bewohnen.

Diese religiöse Urbewegung nach gläubigem Einwurzeln im Geheimnis Gottes steht nun freilich stets unter autoritärer Gefährdung. Statt dem lebendigen Gott zu vertrauen, kann manch Religiöser seinen hohen Wunsch nach „Schutz und Schirm“ leicht auf religiöse Ordnungen und Autoritäten setzen, wobei dann auch das Bild von Gott autoritär deformiert wird. Auf dem Boden eines solchen autoritären Gottesbilds kann dann wiederum die Versuchung zu autoritären Stilen in der Kirche blühen. Vieles, was im Namen Gottes geschieht und gefordert wird, ist oftmals unerkant ein Moment an dieser tragischen Umformung der Religion zu einem subtilen autoritären Stilmittel. Tragisch ist eine solche Umformung deshalb, weil damit die Religion um ihre wichtigste Frucht gebracht wird: die Befreiung zu Liebe und Solidarität. Nachweislich sind autoritäre Kirchenreligiöse weit individualistischer (57 Prozent) als nichtautoritäre (20 Prozent) (Abbildung 5). Aus diesen Analysen erheben sich Fragen von hohem Gewicht für die Gestaltung des kirchlichen Lebens und Wirkens.

Freiheitsförderung versus Freiheitsverdächtigung

Es gibt (auch) in der heutigen Kirche eine Verdächtigung der Freiheit. Das Lob der Freiheit wird nicht oder nur halbherzig gesungen. Wenn um Freiheit gekämpft wird, dann um die freie Handlungsfähigkeit der Kirche selbst. Ansonsten dominieren – was die persönliche Freiheit außerhalb und noch mehr innerhalb der Kirche betrifft – die besorgten „Aber“. Auch die Beurteilung der Demokratie erfolgt deshalb nur zurückhaltend positiv. „Die Demokratie hat einen fürchterlichen Freiheitsdrang ausgelöst“: Ein solcher (tatsächlich von einem österreichischen Kirchenführer gesprochener) Satz passiert nicht zufällig, sondern drückt eben den tiefsitzenden Verdacht gegen die Freiheit aus. In ähnlicher Weise werden Begriffe wie Selbstverwirklichung oder auch Gewissen nur mit Vorsicht oder derart vielen Einschränkungen verwendet, daß es ehrlicher wäre, sie gleich abzulehnen. Die Aussöhnung der Kirche mit dem modernen Freiheitsanspruch steht weithin noch aus. Die Inkulturation in den Kontext der Freiheit

fällt nicht leicht. Das bedeutet umgekehrt, daß es in der Kirche noch sehr viel „Rest-Autoritarismus“ gibt, der sich unbemerkt in die Sprache, in das theologische Argumentieren, in die Gestaltung pastoraler Beziehungen einschleicht – was der Religion nicht zum Segen gereicht.

Ein Beispiel: Wir haben im Rahmen der Studie über Religion im Leben der Österreicher 1970–1990 auch untersucht, wie die Bevölkerung jenen derzeitigen „neuen Kirchenkurs“ einschätzt, der sich an der Ernennung mehrerer Bischöfe in den letzten Jahren gezeigt hat. Dabei ist deutlich geworden, daß die „neuen Bischöfe“ überraschend einheitlich gesehen werden und Befürwortung bzw. Ablehnung nicht mit Religiosität oder Kirchlichkeit korrelieren, sondern vorab mit Autoritarismus und deshalb auch mit Bildung. Bildung mindert nämlich den Autoritarismus einer Person nachhaltig.

Fährt die Kirche zumal gerade in einer Zeit, in der der Autoritarismus keine Akzeptanz mehr genießt, einen autoritären Kurs, dann muß sie damit rechnen, daß sich die Freiheitsbedachten, die Nichtautoritären mit ihr schwertun. Da diese vorwiegend in den Kreisen der Gebildeten zu finden sind, entsteht die Gefahr einer neuerlichen tiefen Entfremdung zwischen Kirche und Gebildeten. Was dabei besonders tragisch ist: Diese Entfremdung entsteht nicht im Namen des Evangeliums, sondern durch eine autoritäre Stilisierung des kirchlichen Lebens, die dem Evangelium keineswegs wesensgemäß ist. Die (unerwünschte) Abwendung von der kirchlichen Gemeinschaft ist dann auch keine Abkehr vom Evangelium, sondern ein (durchaus verständlicher) Protest gegen die notorische Mißachtung von Freiheit, Partizipation und transparenter Kommunikation. Abgelehnt wird nicht das Evangelium, schon gar nicht Gott, sondern der freiheitsfremde Autoritätsstil von Kirchenverantwortlichen.

Wo aber bleibt der Gehorsam, so mag manch einer einwenden. Zählt dieser doch zu den zentralen Forderungen der christlichen Tradition. Das kann in der Tat nicht bestritten werden. Aber gerade in der Frage, was Gehorsam bedeutet, wie somit das Verhältnis eines Kirchenmitglieds zu Gottes oder der Kirchenleitung Autorität zu gestalten ist, zeigt sich noch einmal die Tragweite der autoritären Versuchung im Nahbereich der Religion. Gehorsam kann als Selbstaufgabe oder Fremdzerstörung von Freiheit autoritär mißverstanden werden. Zudem verweist die offenkundige Notwendigkeit, Gehorsam fordern zu müssen, auf eine tiefe Krise der Autorität in der Kirche. Wahre Autorität ist nämlich eben daran erkennbar, daß sie keinen Gehorsam fordern muß. Die Krise des Gehorsams ist folglich zunächst immer eine Krise der Autorität selbst – wie schon Augustinus vermerkt hat. Und sie behebt ihre Krise nicht durch Gehorsamsappelle, sondern macht sie dadurch lediglich offenbar und verschärft sie.

Unbezogene versus bezogene Selbstverwirklichung

So, wie das Verhältnis vieler in der Kirche zur Freiheit gestört ist, so ist es auch mit dem Verhältnis zum modernen Anspruch auf „Selbstverwirklichung“. Auch dieses moderne Lebensleitwort wird sehr schnell mit einem „Vorsicht!“ versehen. Es gilt als eine Quelle von Egoismus und Unmoral.

Wer so denkt, macht es sich aber zu einfach und geht dadurch denkerisch in die Irre. Das Problem liegt nämlich nicht im Anspruch auf Selbstverwirklichung – was soll der Mensch als Ebenbild des Schöpfers anderes machen, als sich selbst zu erschaffen? Vielmehr sollte die Kirche trachten, daß das Konzept der unbezogenen Selbstverwirklichung aufgebrochen wird und umgebaut wird in das menschlich viel reichere Konzept der bezogenen Selbstverwirklichung. Anders ausgedrückt: Das Kernproblem der freiheitlichen Gesellschaften liegt nicht im Freiheits- und Selbststeuerungsanspruch (dieser ist voll zu unterstützen, weil es ohne Freiheit keine Liebe gibt), sondern darin, daß dieser Freiheitsanspruch im Kontext mangelnder Solidarität auf- und darin umkommt.

Der entscheidende Beitrag der Kirche besteht dann aber darin, die Menschen zu wahrer Selbstverwirklichung frei zu machen und zu ermutigen. Dazu taugen aber nicht moralische Appelle, sondern hilft allein genuin mystische Grundlagenarbeit. Zu entwerfen, auf dem Boden der Kirche modellhaft zu leben und so als Bereicherung in die menschliche Gesellschaft einzubringen, ist eine Kultur der Solidarität, in deren Rahmen die Menschen sich bezogen selbstverwirklichen können.

Mystik, nicht nur „Moral“

Dies führt vor die Frage, wie die Kirche die entleerten kulturellen Vorratskammern der Gesellschaft mit Solidarität neu füllen kann – mit jener Solidarität, die in den mikrosozialen wie makrosozialen Bereichen heute ebenso überlebensnotwendig wie mangelhaft vorhanden ist. Es müßte geradezu die zentrale Kulturleistung der Kirche sein, belastbare Solidarität zu schaffen. Das ist um so wichtiger, als ja die meisten gesellschaftlichen Bewegungen heute Solidarität nur noch verbrauchen, aber nicht mehr erzeugen. Die Rücksichtnahme auf die unsolidarischen Wählervölker zwingt politische Parteien geradezu, die vielfältigen Egoismen (Familienegoismus, Gruppenegoismen, nationalistische Egoismen) mitzukalkulieren und dadurch noch zu honorieren und zu verstärken.

Solidarität zu schaffen und zu mehren ist nun aber keine Angelegenheit der „Moral“, sondern der Mystik – wobei es wiederum eine (autoritäre) Urversuchung in der Kirche ist, die Mystik des Evangeliums zu vernachlässigen und so das Evangelium in ein Konzept bürgerlicher Moralsicherung umzuformen. Soli-

darität ist keine Frucht moralischer Appelle, wie eben auch die Erlösung nicht aus der Befolgung des Gesetzes kam. Das Gesetz macht lediglich offenbar, wie unsolidarisch wir sind, beseitigt aber den Mangel an Solidarität nicht.

Solidarische Liebe wächst nur aus der Erfahrung zuvorkommender Liebe. In ihrem bergenden Erfahrungsraum kann jene (erbsündliche) Angst gezähmt werden, die uns nötigt, um uns selbst zu kreisen und krampfhaft unser eigenes Leben sichern und seine Chancen mehren zu wollen. So gesehen mindert die Liebe die Angst vor der Endlichkeit, dem Tod, in dessen Umkreis die Solidarität nachweislich nur schwer aufkommt und fortbesteht. Solidaritätsquellen zu erschließen bedeutet damit, den Menschen im lebendigen Gott zu verwurzeln und aus dem Gefängnis purer Diesseitigkeit frei zu machen. Solidarität entsteht vor allem im Umkreis der Auferstehungshoffnung.

Natürlich ahnt unsere Kirche, daß – redet sie auf dem Areopag der modernen Welt von der Auferstehung – ihr viele wie einst dem Apostel Paulus in Athen höflich sagen werden: Darüber wollen wir dich ein andermal hören. Das macht die Versuchung der Kirche begreiflich, von der österlichen Verkündigung zum bürgerlichen Moralisieren auszuweichen, und das in der Hoffnung, daß auf dem Weg diesseitiger Vernunft erzeugt werden kann, was auf dem Weg transzendenter Glaubensmystik zur Zeit nur schwer wächst. Aber ist im Kontext verängstigter Diesseitigkeit Solidarität wirklich vernünftig? Muß nicht ein Volk, das zu achtzig Prozent ein stoisches Sinnkonzept hat und meint, man müsse aus dem Leben das Beste herausholen, der Tod sei dann ein natürlicher Ruhepunkt, eben in der Tat seine diesseitigen Lebenschancen optimieren, was angesichts der knapper werdenden Lebensressourcen immer öfter nur auf Kosten anderer möglich ist? Warum soll heute ein Mann oder eine Frau mit einem Kind Lebenschancen teilen, wenn sie es ohne Kind besser haben, weniger angebunden sind und sich zudem beruflich besser entfalten können? Gewiß, die Angst, daß wir ohne Solidarität alle untergehen, mag viele umtreiben und beängstigen. Wird eine solche Angst aber Änderung, Umkehr und gar solidarisches Denken und Handeln bewirken? Werden wir (in den reichen Regionen der Erde) uns nicht vielmehr – was ja schon im Gang ist – aufgrund der wachsenden Angst um unseren Vorsprung an Lebenschancen noch mehr verschließen und uns notfalls mit brutaler militärischer Gewalt verteidigen? Es sind viele weitere „Golfkriege“ in Sicht...

Auf solche Gedankengänge stößt man in der Sozialzyklika Johannes Pauls II., *Centesimus annus*, wiederholt⁴. Es ist, wie schon bei seinen Amtsvorgängern, sein zentrales Anliegen, einen kirchlichen Beitrag zum Überleben der Welt durch eine Kultur der Solidarität, der „sozialen Liebe“ (Pius XI.⁵), der „Zivilisation der Liebe“ (Paul VI.⁶) zu leisten. Deutlich sieht er, daß solch eine Solidarität sowohl dem atheistischen wie dem konsumistischen Gesellschaftsentwurf fehlen muß. Beide schneiden nämlich den Menschen von der wahren Quelle der Solidarität ab: Vom lebendigen Bezug der menschlichen Person zu Gott. Indem beide

den Menschen von sich und seinem Ursprung „entfremden“, treiben sie ihn in ausweglosen zerstörerischen Egoismus und machen ihn zu einem unfreien „Objekt“ eines Systems oder des Zwangs zum vielfältigen Konsum. Zugleich wird die Freiheit an der Wurzel vernichtet⁷.

Daraus folgt, daß Freiheit und Solidarität nur dann eine Chance haben, wenn die Person des Menschen rückgebunden bleibt in das Geheimnis Gottes selbst. Nur diese Wahrheit wird den Menschen frei zur liebenden Selbsthingabe machen⁸. So gilt es, die modernen Menschen auf diese Quelle der Mystik aufmerksam (d. i. horchend-gehorsam) zu machen. Was sie brauchen, ist eine Kirche, in der sie lernen können, ihre eigenen Wurzeln (in Gott) wiederzufinden und mystisch Erfahrene zu werden. Im mystischen Quellbereich hat jene Solidarität eine Chance, die durch moralische Appelle vergeblich herbeigeschworen wird⁹.

ANMERKUNGEN

¹ In einer Regressionsanalyse werden Zusammenhänge unabhängig voneinander gemessen. Verdeckte Korrelationen werden aufgedeckt. So wirken beispielsweise Alter und Bildung auf eine dritte Größe (wie Religiosität). Dabei ist aber anzunehmen, daß die Bildung um so höher ist, je älter jemand ist. Die Größe des Koeffizienten kann zwischen $b = 1,0$ und $b = 0,0$ liegen, wobei $1,0$ einen perfekten Zusammenhang, $0,0$ überhaupt kein Zusammenhang bedeutet. Das Vorzeichen (+) oder (–) gibt die Richtung des Zusammenhangs an.

² Wir legen in den folgenden Analysen eine sozioreligiöse Typologie zugrunde, bei deren Entwicklung zwei Typen von persönlicher Religiosität und der Kirchengang verwendet wurden. Die zwei Typen der Religiosität unterscheiden sich dadurch, daß der eine Typ (wir nennen sie fortan die *Lebensreligion*) die Bedeutung der Religion für die persönliche Lebensgestaltung ausdrückt; der dafür charakteristische Satz lautet: Wenn es mir nicht gelingt, Gott zu erkennen und zu lieben, ist mein Leben sinnlos. Der andere Typ ist die *Erklärungsreligion*: Ich glaube, daß es einen Gott gibt. Denn irgend jemand muß die Welt erschaffen haben. Die Erklärungsreligion ist viel weiter verbreitet als die Lebensreligion. Sie ist ein Teil der Kultur, weshalb wir jene Personen, die mit Erklärungsreligion stark ausgestattet sind, die Kulturreligiösen bezeichnen. In Verbindung mit dem Kirchengang (als dem aussagekräftigsten Indikator für die Bereitschaft, mit der religiösen Gemeinschaft einen wirksamen Austausch zu pflegen) ergeben sich dann insgesamt fünf Haupttypen: Kirchliche (Sonntagskirchgänger, die mit Lebensreligion und Erklärungsreligion stark ausgestattet sind), Kulturkirchliche (Sonntagskirchgänger mit Erklärungsreligion), Religiöse (keine Sonntagskirchgänger mit Lebens- und Erklärungsreligion), Kulturreligiöse (keine Sonntagskirchgänger nur mit Erklärungsreligion) und Unreligiöse (kein Kirchengang und auch kaum Lebens- und Erklärungsreligion).

³ Wenn wir hier „gut“ sagen, dann in der Absicht, einen abwertenden Vergleich mit anderen nichtreligiösen Gruppen vorzunehmen. Das „gut“ ist insofern problematisch, als es nicht sichtbar macht, daß bei einem Teil der Kirchlich-Religiösen Liebe, Leben und Sterben keineswegs gut aufgehoben sind. Die Wirkkraft des Evangeliums erweist sich als gedämpft.

⁴ U. a.: Johannes Paul II., *Centesimus annus* (1991) 10.

⁵ Pius XI., *Quadragesimo anno* (1931) 208.

⁶ Paul VI., Botschaft zum Weltfriedenstag 1977, in: AAS 68 (1976) 709.

⁷ Johannes Paul II., *Centesimus annus* (1991) 41. ⁸ Ebd. 55.

⁹ Mehr zum Ganzen; P. M. Zulehner, *Vom Untertan zum Freiheitskünstler. Eine Kulturdiagnose* (Wien 1991).

Abbildung 1: Wer heute heiratet, muß mit der Möglichkeit einer Scheidung rechnen

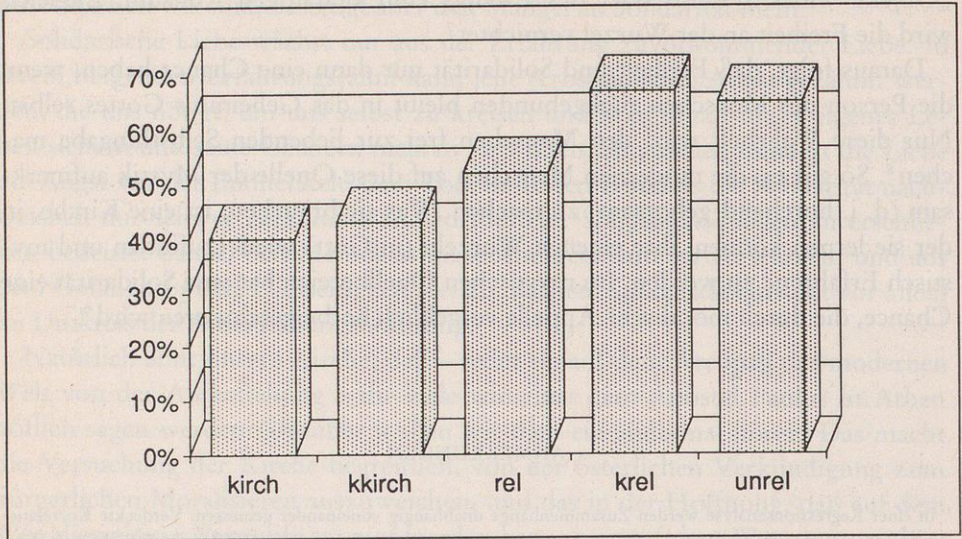


Abbildung 2: Die lebensfreundliche Moral ist bei Kirchlichen erheblich stärker

Item	„das darf man auf keinen Fall tun“ (0/9)				
	kirch	kkirch	rel	krel	unrel
(Österreich 1990)					
sich scheiden lassen	31 %	22 %	17 %	12 %	12 %
wenn man das Leben unheilbar Kranker beendet (Euthanasie)	58 %	43 %	44 %	30 %	35 %
in Notwehr töten	50 %	36 %	45 %	30 %	33 %
Selbstmord	65 %	52 %	63 %	38 %	42 %
Abtreibung	55 %	42 %	38 %	23 %	23 %
Index Lebensmoral (1 von 4)	76 %	59 %	51 %	31 %	33 %

Abbildung 3: Kirchliche sterben anders

Item	Zustimmung (1+2/5)				
	kirch	Kult- kirch	rel	Kult- rel	Un- rel
Mein größter Wunsch ist es, einmal sterben zu können, ohne Schmerzen erleiden zu müssen	85 %	82 %	83 %	90 %	81 %
Der Gedanke an ein erfülltes Leben kann mir den Tod leichter machen	84 %	75 %	74 %	62 %	53 %
Wenn ich einmal sterben muß, möchte ich mein Sterben bewußt erleben, weil es ein Teil meines Lebens ist	57 %	39 %	47 %	30 %	25 %
Ich habe den dringlichen Wunsch, einmal im Kreise meiner Angehörigen sterben zu können	81 %	69 %	65 %	53 %	43 %
Es begrüßten den Vorschlag, Hospize zu errichten	85 %	80 %	78 %	81 %	79 %

Abbildung 4: Religion und Autoritarismus. Anteil der autoritären Personen

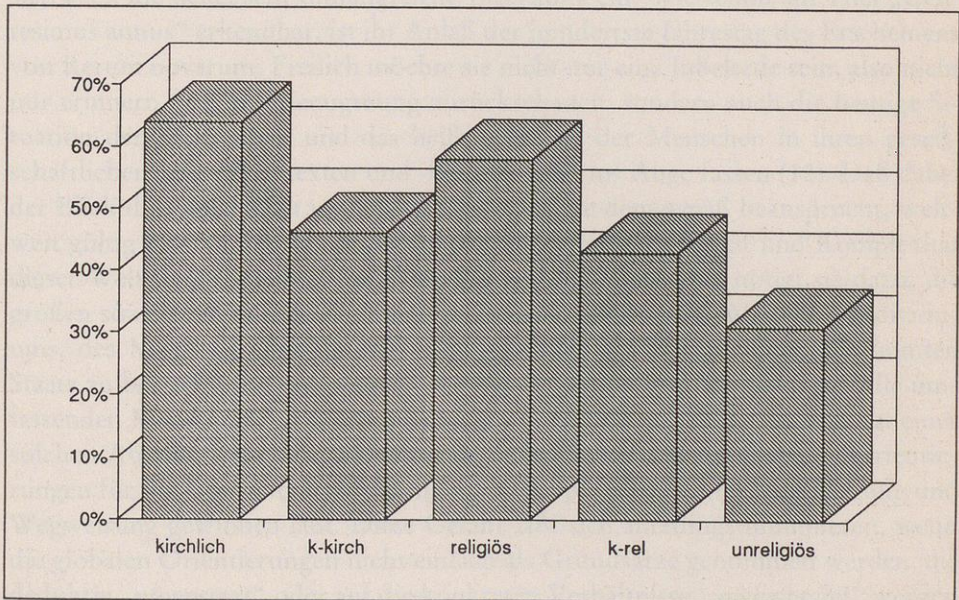
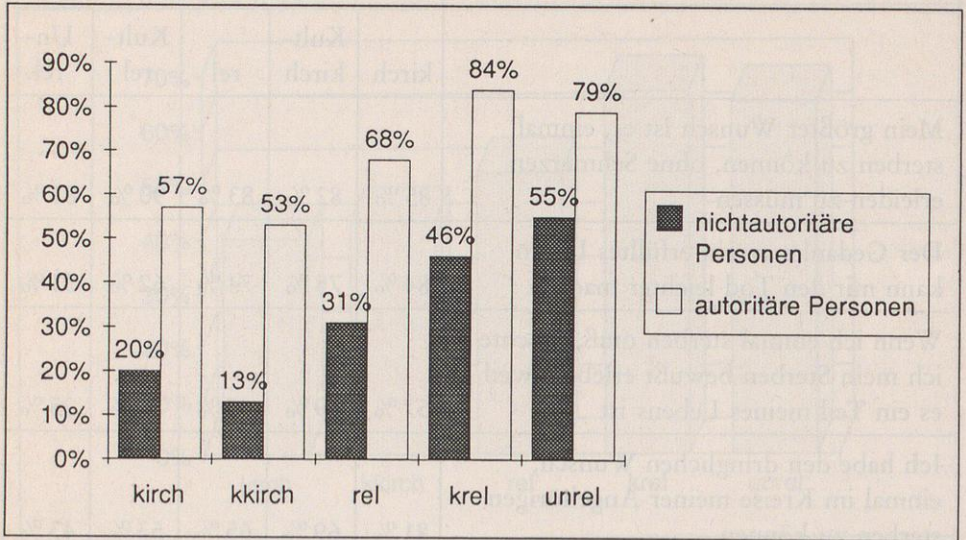


Abbildung 5: Autoritarismus mindert Wirkung der Religion.
Anteil der stark individualistischen Personen



Quellen der Abb.: Religion im Leben der Österreicher 1970–1990 (1,3–5); Europäische Wertestudie – Österreichteil 1990 (2).